

Indianer in Kanada

Ein notwendiger Nachtrag zu Vancouver 1983

VON VIOLA SCHMID

„Unser Kampf um Gerechtigkeit begann vor Jahrhunderten, als ein kleines Boot mit fremden bärtigen weißen Männern in Seenot geriet. Mit Männern, die an unbekannten Küsten landeten und sie anmaßend als ihr Eigentum betrachteten. Unser Volk, das seit Menschengedenken Herr über 5 000 Quadratmeilen Landes war, hat dieser unglaublichen Vorstellung stets widersprochen, die einigen europäischen Staaten so gut in ihre eigenen Interessen paßte, daß nämlich der schlichte Akt der Entdeckung einen Rechtsanspruch auf das Land eines anderen begründete. Als wir an der Reihe waren, ‚entdeckt zu werden‘, wurden unsere Väter von dieser unbegreiflichen Arroganz überrascht. Regierungsbeamte, die angeboten hatten, unserem Volk ein Stück unseres Landes zu geben, wurden von unseren Vätern aufgefordert, das Land zu verlassen.“¹

Mit diesen Worten hat Roderick Anthony Robinson, Erbhäuptling und Erbprinz des Nishga-Volkes 1983 in Vancouver vor der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen beschrieben, was seine Vorfahren empfanden, als sie das erste Mal mit Weißen in Berührung kamen. Die Weltöffentlichkeit wurde auf etwas aufmerksam, was vielfach in europäischen Ländern fast nur noch ein literarisches Phänomen ist: Indianer existieren wirklich, auch in Kanada. Es sind schätzungsweise eine Million. Viele von ihnen kämpfen um ihre Gleichberechtigung in Staat und Gesellschaft, klagen ihre alten Landrechte ein und versuchen, ihre kulturelle Identität zu bewahren oder zwischen den verwischenden Einflüssen der euro-kanadischen Umwelt wiederzugewinnen. Sie selbst sprechen von sich nicht als „Indianer“, weil diese Bezeichnung aus der Perspektive der Europäer stammt. Sie nennen sich selber „Canadian Aboriginal Peoples“ — einheimische Völker Kanadas — oder — kanadische Ureinwohner. Die Wortwahl zeigt, daß für sie die Geschichte Amerikas nicht mit seiner Entdeckung anfang, sondern daß dieses Land „since time immemorial“ — seit Menschengedenken —, wie der Häuptling in der oben erwähnten Rede immer wieder betonte, von den Ahnen seines Volkes bewohnt war.

Die Kultur der Nordwestküsten-Indianer vom Pazifik, als deren Repräsentant der Häuptling vor der Konferenz sprach, stand den Besuchern der ÖRK-Vollversammlung vor Augen in Gestalt eines wunderbaren Langhauses und eindrucksvoller Totempfähle am Meeresufer hinter dem Anthropologischen Museum von Vancouver, dort, wo die internationale Friedensfeier am Vorabend des Hiroshima-Gedenktages stattfand.

Das Schicksal der Nordwestküsten-Indianer kann in vielen Punkten stellvertretend für die Situation von kanadischen Ureinwohnern heute gesehen werden. Roderick Robinson stammt aus New Aiyansh, einem traditionellen Dorf mit rund 800 Einwohnern am Nass-Fluß. Das Land der Nishgas liegt am nördlichsten Pazifik-Ufer des kanadischen Bundeslandes British Columbia und unmittelbar hinter dem schmalen Küstenstreifen, der noch zu Alaska gehört. Auf 14 830 Quadratkilometer leben 4 000 Nishgas.²

Sie gehören zur umfassenden Ethnie der Tsimshian. Diese sind wiederum eine von mehreren Ethnien, welche die Ureinwohner am nordwestlichen, heute kanadischen, Küstenstreifen des Pazifik bilden. Die Anthropologen benutzen den Begriff „Ethnie“, während die Ureinwohner selbst immer von „people“ — „Volk“ — sprechen. Der Begriff „Stamm“ wird so gut wie überhaupt nicht mehr verwendet, weil er zu unpräzise ist und vermutlich auch oft mit diskriminierendem Unterton aus kolonialistischer Sicht gebraucht wurde.

Das nördliche Teilgebiet der Nordwestküste erstreckt sich von Südalaska bis zu dem fjordartigen Douglas Channel im zentralen British Columbia und umfaßt die der Küste vorgelagerten Inseln, insbesondere das Queen-Charlotte-Archipel. Diese Region wird von den Tlingit und den Tsimshian bewohnt, auf den Queen-Charlotte-Inseln leben die Haida. Das südliche Teilgebiet der Nordwestküste zieht sich hinunter bis zur heutigen Stadt Vancouver einschließlich Vancouver-Inland. Auf dieser Insel, die halb so groß ist wie die Bundesrepublik, leben die Kwakiutl und die Nootka.³

Auf dem Festland gibt es die Salish, und Vancouver selbst liegt auf dem Gebiet der Musquea. Robinson hatte in seiner Rede die Konferenzteilnehmer dazu aufgefordert, sich bei den Musquea dafür zu bedanken, daß die Konferenz auf ihrem Land stattfinden durfte.

Die gesamte Küstenlandschaft ist sehr schön. Fjorde und Schären, Berge und Wasser bilden den ursprünglichen Lebensraum dieser Völker. In dem zumindest im Süden gemäßigten und überall relativ feuchten und regenreichen Seeklima wachsen üppige Wälder mit dichtem Unterholz. Die Urein-

wohner früher und zum Teil heute noch ernähren sich vor allem von Lachsen, die ab Mitte Juli die Flüsse aufwärts wandern, um zu laichen. Hinzu kommen Hering, Schellfisch und im Norden die kleinen ölhaltigen Kerzenfische. So entwickelte sich in diesem Gebiet eine reiche Fischer-, Jäger-, und Sammlerkultur. Archäologische Funde um den Frazer-River, in der Nähe der heutigen Stadt Vancouver, lassen ihre Existenz bis ins Jahr 4000 v. Chr. belegen.⁴

Pelzhandel und Totempfähle

Seitdem die dort lebenden Ureinwohner durch den Kontakt mit den Weißen Stahlwerkzeuge kennenlernten, die ihre Steinäxte und Muschelgeräte ersetzten, waren sie in der Lage, ihre vielgestaltige Holzschnittkunst in großen Dimensionen auszuführen, was die reichhaltige Sammlung im Anthropologischen Museum von Vancouver vor Augen führt. Plastiken und Masken erzählen ebenso wie die Halbreiefs auf den Totempfählen von einer Welt zwischen Mythos⁵ und täglich erlebter Wirklichkeit. Dort erscheinen Rabe und Adler, unterscheidbar nach geradem und krummem Schnabel. Auch Raubwale mit hochstehender Flosse, Wölfe mit langgezogener Schnauze, spitzen Zähnen und buschigem Schwanz kommen vor, ebenso wie Bären mit runden Ohren und krallenbewehrten Pfoten. Totempfähle erzählen Familien- und Clangeschichten. Sie sind den Wappen unseres Kulturkreises vergleichbar und werden bei ganz besonderen Anlässen aufgerichtet: Heirat und Hauseinweihung, Geburt und Tod.

Als besonderes Geschenk für den Ökumenischen Rat der Kirchen hatten kanadische Indianer, die im Gefängnis einsitzen, anlässlich der Vollversammlung einen Totempfahl geschnitzt, der in einer feierlichen Zeremonie am Abend des 29. Juli aufgerichtet und später als Erinnerungsgeschenk nach Genf verschifft wurde. Sie nennen ihn den „Israel-Totempfahl“. Er erzählt die Geschichte der Menschheit durch die Zeitalter auf der Suche nach ihrer spirituellen Existenz. Die Aufstellung des Totempfahls, an der sich die gesamte Prominenz des ÖRK beteiligte, geschah zu Gesang und Trommelwirbeln unter Anwesenheit von Häuptlingen der Haida, Kwakwaka'wakw, Salish, Hasla und Carrier.⁶

Bei dem anschließenden Fest im Gottesdienstzelt wurden die Konferenzbesucher Zeugen der alten indianischen Fest- und Potlachtradition, die den Indianern die langen Winternächte verkürzten. Musik und Tanz, Geschichtenerzählen und szenisches Spiel alter Mythen sowie Schabernack und Witz

gehören dazu. Die großartige mündliche Tradition der Indianer, ihre Rede- und Spielbegabung konnte sich entfalten.

„Potlach“ heißt so viel wie „geben“, bedeutet Geschenkverteilung, womit man den Beschenkten günstig stimmen will. Potlachs fanden früher bei allen hohen Anlässen statt; sie besiegelten die Übergabe einer Häuptlingschaft, das Vermächtnis von Privilegien oder die Neueinrichtung einer Rangfolge in Gegenwart der versammelten Menschen. Die Geschenke galten so viel wie in unseren Breiten die Urkunde des Notars. In der Zeit, als die Indianer durch den Handel mit den Weißen reich geworden waren, kam es zu „Wett-Potlachs“, die sich steigern konnten zu einem „Kampf mit Besitz“ und deren Folge es war, daß man sich durch Verschwendung gegenseitig ruinierte.⁷

Die erste nachweisliche Begegnung mit Weißen hatten die Nordwestküsten-Indianer 1741, als russische Seefahrer an ihren Küsten landeten. Zu einem wirklichen Kontakt aber kam es erst, als James Cook von Hawaii kommend im Jahre 1778 in einem Sund von Vancouver-Insel vor Anker ging. Das war der Beginn eines regen Handels mit Pelzen, für welche die Indianer Eisengegenstände und Feuerwaffen empfangen. Die Hudson-Bay-Company an der Ostküste Kanadas, die den Handel mit Seeottern und Bibern kommerzialisiert hatte, gab es schon seit Ende des 17. Jahrhunderts. Über die Entdeckung der großen Wasserströme erweiterten sich die Verbindungswege nach Westen, bis die Binnenlandroute über den Mackenzie-River ins Nördliche Eismeer gefunden war.⁸

Schon 1830 wurde sichtbar, welch tiefen Eingriff in das ökologische Gleichgewicht die Pelztierjagd bedeutete. Die Tiere wurden immer seltener und Indianer als Pelzlieferanten immer weniger gefragt. So büßten sie als Geschäftspartner der Europäer ihre Attraktivität ein, verloren ihre Autonomie, weil sie verarmten und sich zunehmend in das euro-kanadische soziokulturelle System eingliedern mußten. Viele von ihnen wurden schon damals zu Wohlfahrtsempfängern.

Fast nirgends war es an der Nordwestküste zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Europäern und Indianern gekommen. Die nördlichen, waldreichen Gebiete eigneten sich nicht für Ackerbau und Viehzucht und wurden deshalb auch nicht von europäischen Siedlern begehrt. Weiße lebten in dieser Wildnis nur als Trapper und Kaufleute. Ihre Mitgift war nicht nur zeitweilig schneller Reichtum, sondern auch Krankheiten. Da deren Erreger zum großen Teil bei den Ureinwohnern nicht vorhanden waren, besaßen sie keine Abwehrkräfte und starben überall zu Tausenden an Grippe, Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten und Pockenepidemien.

In der Zeit zwischen 1900 und 1930 war die indianische Bevölkerung auf die Hälfte dessen zurückgegangen, was man für die Zeit des ersten Kontakts mit den Europäern errechnet hatte. Erst seit den dreißiger Jahren nimmt die indianische Bevölkerung wieder zu.⁹

Zwischen christlichem Himmel und ewigen Jagdgründen

Gemeinsam mit Reisenden, Händlern und Abenteurern kamen auch Missionare zu den Indianern. An der Nordwestküste tauchten sie relativ spät auf. 1840 erreichten die ersten von ihnen die Nishgas. Es waren zuerst Methodisten, die später von den Anglikanern verdrängt wurden, die eine mächtigere Missionsgesellschaft im Hintergrund und genügend Finanzmittel besaßen, um die Bekehrungsarbeit im damals weit entfernten, unwegsamen Gelände voranzutreiben.

Die Missionsgeschichte der kanadischen Ureinwohner im 19. Jahrhundert schilderten mir geschichtsbewußte indianische Gesprächspartner während der Vancouver-Konferenz als eine Geschichte voller Konflikte. Einige der Missionare hatten die Nishgas dazu gebracht, neue Modellgemeinschaften aufzubauen, die dann schließlich aussahen wie ein englisches Dorf und die den Lebensfunktionen der Einheimischen nicht mehr gerecht wurden. Missionare verstanden zuerst auch die Kultur dieser Menschen nicht und witterten heidnisches Treiben in vielen ihrer Äußerungen. So erhoben sie den Vorwurf, Indianer beteten Totempfähle an. Das hatte zur Folge, daß bereits christianisierte Indianer ihre eigenen Totempfähle zerstörten und verbrannten. Die anglikanische Kirche hatte darauf gedrängt, daß der Bau von Totempfählen, das Abhalten einheimischer religiöser Zeremonien, insbesondere das Potlach-Fest, verboten wurden. Nach einem Gesetz von British Columbia waren diese Feste zwischen 1885 und 1951 untersagt.¹⁰

Erst sehr spät setzte sich in den kanadischen Kirchen die Entscheidung durch, daß die Erhaltung einheimischer Kultur gefördert werden sollte. Dem lag die Erkenntnis zugrunde, daß nicht Überfremdung, sondern Ausdruck von Identität eines jeden Menschen, einer jeden Gruppe dem eigentlich christlichen Verständnis von Menschenwürde und Menschenrechten entspricht.

Ein Vorläufer solcher Entwicklung war eine Gruppe von weißen Gemeindegliedern, die sich schon um 1906 zu der Organisation „Friends of the Indians“ zusammengeschlossen hatten, um den Ureinwohnern an der Nordwestküste, insbesondere aber den Nishgas, bei der Durchsetzung ihrer

schon damals mit einer Mischung aus Vehemenz und Geduld erhobenen Landrechtsforderungen zu helfen.¹¹

Wissenschaftliche Berichte aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bemühten sich um ein unvoreingenommenes Bild der Ureinwohner, dennoch können auch sie ihre europäische Rezeptionshaltung nicht ganz verleugnen. So werden als emotionale Merkmale der Nordwestküsten-Indianer genannt: Selbstbewußtsein, Würde und Reserviertheit. Beschrieben wird der weitverbreitete indianische Stoizismus im Leiden; die Tapferkeit, mit der sie Kälte, Hitze, Hunger und Anstrengung ertragen. Unter den intellektuellen Fähigkeiten werden aufgezählt: Konservativismus, aber auch eine Tendenz, neue Dinge mit Initiative anzugehen, konkreter Sinn für Geld und gerechte Löhne und hervorragende rhetorische Begabung. Besonders gelobt wird die Gleichbehandlung der Frauen, die im Sinne eines umfassenden Naturverständnisses als Lebensspenderinnen geehrt und geachtet waren. Den Erfolg — besonders protestantischer Missionare — führen diese alten Beobachter vor allem darauf zurück, daß die Indianer besonders für lange Reden und Feierlichkeiten zu begeistern seien. Festliche Zusammentreffen mit Gesang und Ansprachen gehörten schon zu den Charakteristika ihrer eigenen Kultur.¹²

Deutlich ist, daß viele kanadische Ureinwohner damals das Christentum annahmen wie eine höhere Magie, die stärker war als ihr Schamanenglaube. Die längere und tiefere Begegnung mit dem Christentum brachte ihnen auch zwangsläufig europäische Werte nahe, wie „Arbeit“ im westlichen Sinne, „Eigentum“, „Ehrgeiz“ und „Konkurrenz“. Die Kirchen waren die einzigen Institutionen, die die Indianer allmählich an die unumgänglichen europäischen Gesellschafts- und Wirtschaftsformen heranführten. Daß im Laufe der Zeit doch so etwas wie eine Verständigung zwischen beiden Kulturen entstehen konnte, lag daran, daß Missionare die ersten und einzigen Europäer waren, die sich bemühten, systematisch Indianersprachen zu lernen. Sie errichteten auch die ersten Schulen und brachten die Einheimischen bis zu einem Punkte der Assimilation, den selbstbewußte Indianerführer heute nicht ohne Furcht sehen.

Schon im 19. Jahrhundert gab es Ureinwohner, denen ihre Zwitterstellung zwischen den Kulturen für den Fall, daß sie das Christentum annahmen, bewußt war. So agitierten damals traditionalistische Chippewas und Ottawas im nordamerikanischen Seengebiet gegen die intensive Missionstätigkeit verschiedener christlicher Konfessionen, indem sie folgende Geschichte erzählten:

„Nach seinem Tod erfuhr ein zum Christentum bekehrter Indianer eine

bittere Enttäuschung. An der Himmelspforte fertigte Petrus ihn kurz ab: ‚Dieser Ort ist nur für die Weißen geschaffen‘, sagte er. ‚Für die Roten gibt es bekanntlich die ewigen Jagdgründe‘. So machte der Eingeborene kehrt und begab sich zum Jenseits der Uramerikaner. Aber auch hier fand er keinen Einlaß: ‚Für Christen ist hier kein Platz‘, bedeutete man ihm, ‚für sie gibt es doch den Himmel‘. Allerorten abgewiesen, kehrte der rote Christ auf die Erde zurück und entsagte der Religion des weißen Mannes, um bei seinem nächsten Tod nicht abermals unangenehme Überraschungen erleben zu müssen.“¹³

Hinzu kam der Widersinn, den Indianer in der Konkurrenz der verschiedenen christlichen Kirchen um ihre Seelen wahrnahmen. Die Manitoba Indian Brotherhood zitierte anläßlich der Treaty Days 1971 in Winnipeg einen alten Häuptling:

„Hier ist, was ein Häuptling zu einem katholischen Priester sagte, als dieser versuchte, seine Leute zu bekehren, ‚Du sagst uns, daß es nur eine Religion gibt, die uns retten kann, deine. Der anglikanische Priester erzählt uns, daß er die einzig wahre Religion hat; also, welchem von euch weißen Männern soll ich nun glauben?‘ Nachdem er innegehalten und sich mit seinen Leuten beraten hatte, fügte er hinzu, ‚Ich will dir das Ergebnis sagen, zu dem ich und meine Leute gekommen sind; es ist folgendes — wenn ihr beide übereinstimmt und denselben Weg geht, werden wir mit euch kommen. Bis dahin allerdings werden wir bei unserer eigenen Religion bleiben. Wir denken, das wird das Beste sein.“¹⁴

Heute sind in Kanada nominell alle Indianer Christen. Dort, wo französische Missionare gewirkt hatten, katholische (56 Prozent der indianischen Bevölkerung), dort, wo englische Missionare gearbeitet hatten, anglikanische (25 Prozent), Angehörige der United Church of Canada 12 Prozent und andere evangelische Denominationen 7 Prozent.¹⁵

Ich fragte die Publizistin Karmel McCullum, Mitautorin des o. g. Buches und Direktorin des ökumenischen Unternehmens für die Rechte der Ureinwohner „Project North“ brieflich, ob denn heute wirklich alle Indianer Christen seien. Sie antwortete mir:

„Die Antwort ist ‚nein‘. Jedoch, fast alle Angehörigen der ‚Ersten Nation‘ waren den verschiedenen Arten und Erscheinungsformen des europäischen Christentums ausgesetzt. Unglücklicherweise haben die Missionare des 18. Jahrhunderts und ihre Nachfolger in ihrem Eifer, Ureinwohner zu bekehren, versucht, alle Spuren ihrer eigenen kulturellen, religiösen und ökonomischen Wertvorstellungen auszulöschen. In letzter Zeit wächst der Glaube und die Rückkehr zur ursprünglichen einheimischen Spirituali-

tät bei einem Teil der Ureinwohner.“¹⁶

Das Wiedererwachen der alten indianischen Spiritualität konnte auch während der Vollversammlung in Vancouver in einigen der vielen Veranstaltungen am Rande beobachtet werden. Diese wurden von den meisten Delegierten und Journalisten überhaupt nicht wahrgenommen, weil sie im reichhaltigen Besucher-Programm angeboten wurden und nur von Menschen besucht werden konnten, die nicht in den festen Konferenzablauf eingebunden waren. Ich selbst habe erlebt, wie in einer „session“ zu Problemen der Indianer Vertreter aus den Vereinigten Staaten dem spärlichen Publikum vom „Großen Geist“ und ihrem Naturglauben berichteten, den sie selbst als nicht so entfernt vom Christentum empfinden.

Indianische Spiritualität vermittelte sich auch durch das Entzünden der „heiligen Flamme“ am frühen Morgen des 24. Juli, dem ersten Konferenztag, durch Häuptling Vince Stogan auf dem Konferenzgelände. Das Feuer brannte die ganze Konferenz über und wurde Tag und Nacht von Indianern bewacht. Es durfte nicht fotografiert werden. Dieser Platz war ein Ort der Ruhe und Entspannung in der Hektik des Konferenzgeschehens, wo man immer Angehörige der „first nation“ treffen und mit ihnen lange Gespräche führen konnte. Dort erfuhr ich, daß Frieden und Harmonie, Freiheit und Liebe zu den alten Werten kanadischer Ureinwohner gehören. Die Idee eines höchsten, allmächtigen Schöpfergeistes, der für alle Menschen sorgt, ist ihnen vertraut „since time immemorial“. Und auch Nishga-Häuptling Robinson — selbst überzeugter Christ und Kirchenältester in seiner anglikanischen Kirche, Absolvent einer euro-kanadischen Schule und Eingeweihter in die alte Nishga-Tradition — betonte, wie vertraut ihm bei der Lektüre der Heiligen Schrift die Idee des Respekts der Menschen voreinander gewesen ist, die Achtung vor dem Land, die Ehrfurcht vor der Natur und das Streben nach gemeinschaftlicher Harmonie.

Bei den Nishgas ist die anglikanische Kirche wirklich einheimisch geworden. Zu hohen Festen trägt der anglikanische Klerus die schwarzen Mäntel mit den roten Tierornamenten und den Tausenden von weißen Perlmutterknöpfen der Nishga-Häuptlinge. Und der Stammesrat der Ältesten hat den anglikanischen Bischof von Caledonia im nördlichen British Columbia in das Nishga-Volk adoptiert.¹⁷

Die Landrechte und das Ringen um Selbstbestimmung

Zur Versöhnung zwischen indianischer und euro-kanadischer Kultur im Glauben steht die reale Existenz vieler Indianer heute im Widerspruch. Da

gibt es den Kampf um die Landrechte, die zunehmenden Umweltprobleme, das oft nicht selbstbestimmte, sondern von der Wohlfahrt diktierte Leben in den Reservationen, das vielfach elende Dasein in den Städten. Von der indianischen Gesamtbevölkerung von einer Million werden wirklich als Indianer anerkannt nur die sogenannten „Status-Indianer“ (nach einer Zählung von 1981: 298 200) und die sogenannten registrierten Non-Status-Indianer (1981: 75 110).¹⁸ Indianer können ihren Status auf viele Weise verlieren. Heiratet eine indianische Frau einen weißen Mann, so gilt sie nicht mehr als Indianerin. Zur Rassendiskriminierung kommt die Diskriminierung von Frauen. Kinder aus solchen Ehen und Nachfahren früherer Mischverbindungen, die sogenannten „Métis“, haben ebenfalls ihren Indianerstatus verloren. Ureinwohnern kann der Status aberkannt werden, wenn sie länger als drei Jahre ihre Reservation verlassen, sich privat Land kaufen, Alkohol an öffentlichen Plätzen trinken und eine Menge anderer Dinge tun, welche die euro-kanadische Gesellschaft als unindianisch betrachtet. Bis in die sechziger Jahre durften Indianer nicht wählen, jedoch schickte man sie in die Kämpfe beider Weltkriege. Das Indianergesetz, nach dem ihr „Status“ zum ersten Mal definiert wurde, stammt schon von 1867. Ursprünglich sollte es einen gewissen Schutz für Indianer bedeuten, es lieferte sie aber der Bevormundung und Abhängigkeit von staatlichen Wirtschafts- und Sozialhilfen aus.

In der Zeit zwischen 1871 und 1923 ist eine ganze Reihe von Verträgen mit den Ureinwohnern geschlossen worden. Auf dem Papier sahen sie gut aus, aber in Wirklichkeit haben sie sich oft als Betrug erwiesen. Mancher Indianerhäuptling hat damals für einige Geldsummen Landrechte abgegeben im guten Glauben, sein Volk könne das Land weiter nutzen im alten Sinne, nämlich als Jäger, Fischer und Sammler.

Die indianische Vorstellung von dem, was Land ist und sein soll, unterscheidet sich erheblich vom europäischen Konzept. Landbesitz bei Indianern ist niemals individuell, sondern immer kollektiv. „Der Ureinwohner hat noch die Vorstellung vom gemeinsamen Besitz, und er ist Hüter des Landes für künftige Generationen. Er darf Nutzen aus dem Land und seinem Überfluß ziehen, aber er hat kein Recht, es zu zerstören durch die tägliche Ausbeutung, wodurch die Früchte des Landes für künftige Generationen verlorengehen.“¹⁹

In weiten Teilen des Westens und den Northern Territories gibt es weder Reservationen noch sind Verträge abgeschlossen worden. Dennoch wird das Land immer wieder von Weißen beansprucht, jetzt zunehmend von multinationalen Konzernen, die Erdöl und Mineralien vermuten oder aus-

beuten wollen, Wasserkraftwerke errichten oder das Land für Industriemülldeponien benutzen wollen. Deshalb kämpfen die dort betroffenen Indianer ganz besonders um ihre Landrechte. Landrechte, das bedeutet auch, daß Indianer frei jagen und Fallen stellen sowie Fischfang betreiben dürfen, daß ihnen 15 Prozent aus den Einkünften der kommerziellen Jagd zugute kommt, alle weiteren wirtschaftlichen Entwicklungen dieses Gebietes mit ihnen abgestimmt werden, historische Dörfer sowie die heiligen Stätten ihrer Ahnengräber erhalten bleiben.

Einen bereits über hundertjährigen Kampf haben die Nishgas ausgefochten. Er begann 1869 — zwei Jahre bevor British Columbia der kanadischen Konföderation beitrug —, als zwei Nishga-Älteste sich auf die lange und beschwerliche Reise nach der Hauptstadt von British Columbia, Victoria, machten, um dort einen formalen Antrag auf die Anerkennung des Tales um den Nass-Fluß zu stellen. Der Kampf hatte viele Stationen. 1969 sahen die Nishgas ihre große Chance. Mit Frank Calder war zum ersten Mal ein Indianer Präsident der Provinzialregierung. Die Nishgas trugen ihren Rechtsanwälten auf, vor dem Staatsgerichtshof deutlich zu machen, daß sie niemals ihre ursprünglichen Rechte über ihre traditionellen Stammes-territorien verloren hätten. Sie seien niemals besiegt worden, hätten nie das Land verkauft und seien nie auf eine andere Weise entschädigt worden. Der Fall ging 1971 vor den allerhöchsten Gerichtshof von Kanada und endete zwei Jahre später in einem unentschiedenen Urteil. Drei Richter hatten für Nishgas, drei dagegen gestimmt, und einer hatte sich wegen einer Formalangelegenheit der Stimme enthalten. So wurde diese Frage nun endgültig zum Politikum.²⁰ Inzwischen hatten angesichts dieses Musterprozesses viele Völker ähnliche Ansprüche erhoben, daß sich die kanadische Regierung bereit erklären mußte, in allen Gebieten Kanadas über die Rechte der Ureinwohner zu verhandeln, in denen früher keine Verträge geschlossen worden sind. Selbstbestimmung und Partizipation an der kanadischen Gesellschaft sind inzwischen Prinzipien der Indianervertreter. In diesen Monaten will die kanadische Regierung die Verfassung ändern und das Verhältnis zu den Indianern neu definieren.²¹ Über die Hälfte der kanadischen Landmassen — doppelt so groß wie Europa — wird von folgenden Ureinwohnern beansprucht: vom Rat der Yukon Indianer, der Dene Nation, dem Inuit Tapirisat von Kanada (Eskimos), dem Kaska Dene Rat, der Gesellschaft Labrador Inuit, Innu Kanantupatshet, dem Rat der Nishgas, dem Rat von Gitksan-Carrier und der Haida-Nation. Die meisten dieser Gebiete liegen nördlich des 60. Breitengrades.

Die bereits vorhandenen Umweltschäden in der Natur sind erheblich.

Ein Beispiel: Der multinationale Konzern Amax of Canada, dessen Leitung in Connecticut in den USA sitzt, hat auf Nishga-Land eine Molybdän-Mine. Deren umweltschädliche Abfälle aus Arsen, Cadmium, Zink, Radium und anderen Metallen verschmutzen einen der Hauptfischfanggründe der Nishgas, die Gewässer des Fjordes Alice Arms. Die Nishga-Vertreter verlangen ein Verbot der Abfallbeseitigung, stießen aber bislang auf taube Ohren.

Umfangreiche Schäden erleidet der kanadische Wald durch sauren Regen. Wer die — heute immer noch wie vor Jahrtausenden — wilde Insel Vancouver-Insel durchfährt, wird von der Ost-West-Wetterscheide an weite Berghänge mit kahlen Baumstämmen und abgestorbenen Büschen finden. Das hat ein Ausmaß angenommen, wie wir es in unseren Breiten noch nicht kennen. Der saure Regen wird von Industrien herübergeweht, die südlich der US-amerikanischen Stadt Seattle angesiedelt sind.

In den Northern Territories testen die Vereinigten Staaten aufgrund von Vereinbarungen mit der kanadischen Regierung Cruise Missiles. Da das Gebiet in seiner geologischen Beschaffenheit Sibirien ähnlich ist, eignet es sich dafür vorzüglich. Eine ständig wachsende Friedensbewegung auch in Kanada — besonders unter Christen — macht sich zum Anwalt der dort lebenden Indianer.

Im Norden von Labrador — an der Ostküste Kanadas — liegt Goose-Bay, einer der großen NATO-Luftwaffenstützpunkte. Dort führt vor allem die deutsche Bundeswehr Tiefflugübungen mit Phantomjägern und Tornados durch. Menschen, Tiere und Umwelt dieser empfindlichen Taiga- und Tundra-Zonen sind dadurch schwer beeinträchtigt.²²

Kirchen und internationale Zusammenschlüsse als Helfer

Bei den kanadischen Kirchen haben die Ureinwohner inzwischen gute Fürsprecher für ihre Landrechtsforderungen und sozialen Probleme gefunden. Dennoch sind kanadische Gemeinden nur mühsam zu Spenden für die Ureinwohner zu bewegen. Seit 1975 gibt es das ökumenische „Project North“ — bestehend aus neun Kirchen, darunter auch die kanadische katholische Bischofskonferenz —, das u. a. auch beim ÖRK für die Probleme kanadischer Indianer aufmerksam gemacht hat. Die vor zehn Jahren von Häuptlingen verschiedener in Nordkanada angesiedelter Völker gegründete Vertragsgruppe „Treaty Number Nine“, insbesondere die darin vertretene Dene Nation und die Nishnawbe-Aski haben im Kirchlichen Entwicklungsdienst (KED) in der Bundesrepublik als erster europäischer Geberorgani-

sation Unterstützung gefunden.

Der Ökumenische Rat verabschiedete während der Vollversammlung eine „Resolution zu den Rechten der Ureinwohner Kanadas“. Dort werden vor allem ihre Landrechtsforderungen unterstützt sowie christliches Verständnis und Solidarität gefordert für ihre legalen Rechte, ihre politische Situation, ihre kulturellen Errungenschaften und Erwartungen für ihre spirituellen Überzeugungen.²³

Indianische Gruppen aus Lateinamerika bekommen finanzielle Unterstützung aus dem Antirassismus-Programm des ÖRK. Ebenso gibt es dort ein Programm für Rassismus und Landrechte.²⁴ Dem war vorausgegangen, daß der Zentralausschuß des ÖRK 1982 sich ein Statement über die Landrechte der Ureinwohner zu eigen gemacht hatte und dies als Priorität für die Arbeit des Antirassismus-Programms und andere Untereinheiten des Rates genannt hatte. Der ÖRK hatte seit Beginn der siebziger Jahre verschiedene regionale Konsultationen über Landrechte von Ureinwohnern auf der ganzen Welt unterstützt.²⁵

Die wichtigsten Zusammenkünfte zu diesem Thema waren: 1971 Barbados I, 1977 Barbados II sowie 1980 eine Konsultation über den Rassismus in den Niederlanden.²⁶

Neben den Bemühungen des ÖRK als sogenannter Non-Governmental Organisation (NGO) steht eine Arbeitsgruppe für einheimische Völker bei den Vereinten Nationen, welche mit deren Kommission für Menschenrechte verbunden ist. Ziel dieser Arbeitsgruppe ist es, angemessene internationale Instrumente zum Schutz der Rechte von Ureinwohnern zu entwickeln.

Die Interessen amerikanischer Ureinwohner werden im nordatlantischen Raum auch von Gruppen auf privater Basis gefördert. Zu nennen wären: „International Work Group for Indigenous Affairs“ (IWGIA) in Dänemark, „Amérique Indienne“ in Belgien und der Schweiz, „Cultural Survival“ in den USA und „Gesellschaft für bedrohte Völker“ in der Bundesrepublik. Zur Bewußtseinsbildung in Europa hatte besonders das Vierte Russel Tribunal über die Rechte der Indianer in Amerika in Rotterdam 1981 beigetragen.²⁷

Auf indianischer Seite gibt es eine Vielzahl von Zusammenschlüssen, deren größter der 98 Völker in der westlichen Hemisphäre umfassende „International Indian Treaty Council“ ist, der beratenden Status beim Komitee der Non-Governmental Organisations über Menschenrechte hat.

Auf Indianer, die in Kanada in die Städte abwandern, wartet kein leichtes Schicksal. Die Stadt Vancouver selbst bot mir ein trauriges Lehrstück für die Existenz nicht weniger Indianer und Indianerinnen als Prostituierte, Alkohol- und Drogensüchtige. Daß der Alkohol schon traditionell eine große Gefahr für Indianer ist, führte einer ihrer Vertreter im Gespräch mit mir darauf zurück, daß sie, die ausschließlich in Gemeinschaft zu leben gewohnt sind, die Isolation in den Städten nicht ertragen. Der einzige Platz, wo sie in der Stadt Menschen finden, ist die Kneipe. Und dort ist die Gefahr, allmählich immer mehr dem Alkohol zu verfallen, groß. Als Gegenmaßnahme ist auch in vielen Reservationen Alkohol ganz verboten. Häuptling Robinson versicherte mir, er tränke keinen Tropfen, wie viele seiner Mit-Ältesten, um seinen Leuten Vorbild zu sein.

Die sozialen Bedingungen für Indianer sind erheblich schlechter als für weiße Kanadier. Das durchschnittliche Einkommen von Indianern beträgt die Hälfte oder zwei Drittel des allgemeinen Durchschnitts. Die Arbeitslosenrate unter den Indianern erfaßt bis zu 35 Prozent der arbeitenden Bevölkerung. In einigen Gebieten sind es mehr als 90 Prozent. Nahezu 19 Prozent der Wohnungen in den Reservationen beherbergen mehr als zwei Familien. Unter diesen Bedingungen leben 40 Prozent aller Status-Indianer. 1977 hatten weniger als 40 Prozent indianischer Wohnungen fließendes Wasser, Abwasserversorgung und sanitäre Einrichtungen. Das nationale Niveau beträgt 90 Prozent. In Manitoba, Saskatchewan und im Norden des Landes sind mehr als 40 Prozent der Gefängnisinsassen Indianer. Die Anzahl der junge Leute, die als Delinquenten betrachtet werden, ist dreimal höher als im gesamten Kanada. Unfälle, Vergiftungen und Gewaltakte sind zu über 33 Prozent Todesursachen unter indianischen Menschen. Nur 9 Prozent der übrigen Bevölkerung stirbt aus diesem Grunde. Die Selbstmordrate unter Indianern ist dreimal so hoch wie im übrigen Kanada.²⁸

Bitter für selbstbewußte Indianerführer ist es auch, daß in der öffentlichen Meinung in Kanada und anderswo solche Tatsachen das Vorurteil über Indianer verfestigen. Eric Robinson, Koordinator der „Brotherhood of Indian Nations in Manitoba“, sagte mir in einem Interview in Vancouver:

„Unglücklicherweise gibt es viele Dinge, die gegen uns gearbeitet haben. Eines davon sind die Massenmedien. Sie haben Indianer immer als betrunken und schlecht dargestellt. Oder einige Hollywood-Filme haben Indianer

immer als edlen Wilden gezeigt. Beides ist falsch. Wir müssen in unserem indianischen Volk wieder Stolz erwecken. Wir sollten unsere Fähigkeiten in den Medien verbessern und unsere eigenen Leute in die Medien bringen. Zur gleichen Zeit müssen wir unser Volk dazu erziehen, stolz auf das zu sein, was sie sind, und auf ihr Erbe.“

Wer in Vancouver spazierengeht, wird auch Indianer an der Außenfront vom 28. Stock eines Hochhauses Fenster putzen sehen — also eine ordentlich bezahlte Tätigkeit ausüben. Solche Jobs werden mit Vorliebe an Indianer gegeben, weil viele fast schwindelfrei sind. Man sieht auch hin und wieder Schilder indianischer Ärzte und Rechtsanwälte.

Die Vertreter der Zusammenschlüsse von verschiedenen Indianergruppen im ganzen Land repräsentieren auch politisch ein wachsendes indianisches Selbstbewußtsein. Indianergruppen bekommen auch über Landesgrenzen hinweg Kontakt zueinander.

Obwohl man Indianer in Kanada nicht umbringt wie in Guatemala oder vertreibt wie in Brasilien, fürchten ihre Vertreter dennoch einen schleichenden Genozid durch Assimilation. Der Grat zwischen kultureller Identität und dem Anpassen an Know-how und Spielregeln der weißen Gesellschaft ist schmal. So dienen Auftritte von Indianern vor internationalen Konferenzen, Reisen in Amerika und nach Europa einer Bewußtseinsbildung dafür, daß sie noch existieren, in Frieden leben und sich selbst bestimmen wollen.

Auch für uns ist es wichtig, daß sie überleben. Weil der aus den Vereinigten Staaten stammende Welteinheitsweizen immer anfälliger wird für Pilze und Schädlinge, ist der Gen-Bestand der wenigen noch verbleibenden wilden Getreidesorten zu einem der kostbarsten Schätze der gesamten Menschheit geworden. Entsprechend ist auch das kulturelle Wissen der kanadischen Ureinwohner von unabsehbarem Wert für uns alle. Über kurz oder lang müssen wir aus der ökologischen Krise der Gegenwart neue Verhaltens- und Handlungsweisen finden, ohne sie jahrhundertlang vorher erprobt haben zu können. Wie alle vom physischen Aussterben oder kulturellen Identitätsverlust bedrohten Völker, so kämpfen auch die kanadischen Indianer in ihren Reservationen, städtischen Kulturclubs und auf internationalen kirchlichen Konferenzen um unser gemeinsames Überleben.

ANMERKUNGEN

- 1 Roderick A. Robinson sen., „Als wir ‚entdeckt‘ wurden“ in: Beiheft 48 zur ÖR „Vancouver 1983“, Frankfurt 1984.
- 2 Genauere Informationen über die Nishgas in: „Citizens Plus. The Nishga people in the Nass River Valley in Northwestern British Columbia“, Revised edition, April 1980, published by The Nishga Tribal Council, New Aiyansh, B. C., VOJ 1AO, zu beziehen über: „Project North“, 154 Glenrose Ave., Toronto/Ontario, M4T 1K8, Canada.
- 3 „Die Nordwestküsten-Indianer: Die Überflußgesellschaft“ in: Wolfgang Lindig und Mark Münzel, „Die Indianer“, 2. Aufl. München 1981, S. 50 ff.
- 4 Lindig/Münzel, a.a.O., S. 52.
- 5 „Indianermärchen aus Kanada“, hrsg. von Frederik Hetmann, Frankfurt 1978.
- 6 Leon Howell and Harriet Ziegler, „Natives' gift goes up“, in: Canvas (Vancouver-Konferenzzeitung), issue No. 6, 30. 7. 1983.
- 7 Zu Kultur und Kunst s.: „Donnervogel und Raubwal“, Indianische Kunst der Nordwestküste Nordamerikas, Katalog der Ausstellung zum 100jährigen Bestehen des Hamburger Völkerkundemuseums, Hamburg 1979. Douglas Leechman „Native Tribes of Canada“, Toronto, o. J., S. 231 ff.
Zu zeitgenössischer indianischer Kunst s.: Ulli Steltzer „Indian Artists at Work“, Vancouver/Seattle, 1976.
- 8 Lindig/Münzel, a.a.O., S. 46 ff.
- 9 Zu diesem wie zu allen anderen sozialen Problemen s.: Hugh and Karmel McCullum „This land is not for sale“, Toronto 1975.
- 10 McCullum, a.a.O., S. 126 u. Anm. 1, S. 146.
- 11 Hierzu und zu allen juristischen Fragen s.: James S. Friders „Canada's Indians, contemporary conflicts“, Scarborough/Ontario 1974.
- 12 Albert P. Niblack, „The Indians of Southern Alaska und Northern British Columbia“, United States National Museum Report for 1888, Washington, S. 225-386.
- 13 Christian F. Feest, „Das rote Amerika. Nordamerikas Indianer“, Wien 1976, S. 249.
- 14 McCullum, a.a.O., S. 172.
- 15 Friders, a.a.O., S. 21 f.
- 16 Brief vom 5. 1. 1984 an die Verfasserin.
- 17 McCullum, a.a.O., S. 186.
- 18 Brief Karmel McCullum, a.a.O.
- 19 McCullum, a.a.O., S. 9.
- 20 McCullum, a.a.O. sowie Rede von R. Robinson, in: Beiheft 48 zur ÖR, a.a.O.
- 21 Hinweis darauf bei Theodor Schober, „Das Treffen der Häuptlinge“, Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt Nr. 37, Hamburg 11. 9. 1983, S. 13.
- 22 Karl-Heinz Raach, „Tiefflugübungen der deutschen Luftwaffe in Labrador“ in: „Indianer und Inuit/Kanada“, pogrom Nr. 102/103, 1983. Russell Barsh, „Konzerne gefährden das Leben in der Arktis“, in: pogrom Nr. 89/90, 1982.
- 23 Wortlaut in: „Bericht aus Vancouver 83“, Frankfurt 1983, S. 193.
- 24 World Council of Churches „Resource Sharing Book“, Genf 1984, S. 608 f.
- 25 Dazu zählen auch die Aborigines in Australien, Maoris aus Neuseeland, Gruppen aus den Philippinen und andere.
- 26 World Council of Churches „Land rights for indigenous People“, PCR information, report and background papers No. 16, Genf 1983. Dort werden neben zahlreichen weiteren Quellen zu Landrechtsprogrammen auch alle mit dem ÖRK in Kontakt stehenden indianischen Vereinigungen mit Adresse genannt.
- 27 „Der Völkermord geht weiter“. Indianer vor dem IV. Russell-Tribunal, hrsg. von der Arbeitsgruppe Indianer der „Gesellschaft für bedrohte Völker“, Hamburg 1982.
- 28 Brief Karmel McCullum, a.a.O.